

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

No. 25.

Fünfter Jahrgang.

22. Juni 1861.

Ach, nur einmal.

Ach, nur einmal möcht' ich noch  
Ihre süße Stimme hören,  
Die wohl über Wolken hoch  
Jetzt verklingt mit Engelchören.

Einmal nur dem Zauberklang  
Möcht' ich noch mein Ohr erschließen,  
Den ich, ach, entbehrt so lang'  
Und im süßen Weh zerfließen!

Wie ein Echo schallt in mir  
Noch der Ton aus schön'ren Zeiten,  
Durch die Klänge rauh und wirr,  
Die an mir vorübergleiten.

Also dringt zum Felsenjoch  
Abendgruß aus Thalesföhren,  
Ach, nur einmal, einmal noch  
Möcht' ich ihre Stimme hören!

D. J. K. Vogl.

Gustel von Blasewitz.

(Fortsetzung.)

„Über ganz vorschriftsmäßig,“ bemerkte der Oberst, dessen Stirn sich in verhaltenem Aerger zu runzeln begann; — „ich hoffe deshalb, daß Sie von meinem Anerbieten Gebrauch machen werden.“

„Ohne Zweifel, — ich bin Ihnen äußerst dankbar, Herr Oberst,“ erwiderte der Lieutenant und steckte kaltblütig eine der Binden ein. „Darf ich nach dem Preise fragen?“

„O, ich werde durch Ihren Herrn Rittmeister mit Ihnen abrechnen, Herr von W.“, sagte der Oberst, bei dem die Festigkeit jeden Augenblick auszubrechen drohte. „Ich will Sie nicht länger aufhalten, — ich danke Ihnen bestens.“

Der Lieutenant machte seine Verbeugung und ging; er konnte kaum noch das Lachen verbeißen.

Inzwischen hatten seine Kameraden mit großer Spannung auf seine Wiederkehr gewartet, besonders der Infanterist, der sich sehr unbehaglich fühlte. Die Burschen waren bereits angelangt und hatten alles Nöthige zu deren Kostümirung, die sogleich vor sich ging, mitgebracht.

„Nun, was hat er von Ihnen gewollt? — Wie ist es abgelaufen? rief man ihm von allen Seiten entgegen.

„Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind, — nun nur schnell her damit!“ schrie der Infanterist.

Während sein Wunsch befriedigt wurde, erzählte W. lachend sein Abenteuer, und die hohe steife Halsbinde ging von Hand zu Hand; der Prentierlieutenant nannte sie ein „wahres Hals Eisen.“

Jetzt sah man auch den Rittmeister in großer Galluniform über den Markt athemlos auf das „blaue Roß“ zu-eilen, denn die Ankunft seines hohen Vorgesetzten war ihm schon gemeldet worden; er ließ sich nicht die Zeit, zuerst in die Gaststube zu blicken, sondern stürzte sogleich die Treppe hinauf.

„Passen Sie auf, nun wird es erst kommen,“ sagte der Infanterist in bedenklichem Tone. „Er hat Ihnen nicht umsonst gesagt, daß er durch den Rittmeister mit Ihnen abrechnen würde.“

„Nun, man muß Sonnen- und Regenschirm hinnehmen, wie's gerade kommt,“ meinte der Lieutenant in anscheinender Sorglosigkeit.

Wiederum ertönte das Posthorn draußen; da es aber nur das Signal der gewöhnlichen Post mit einem Weiwagen blies, und Alle den Brigadefeldwebel im Kopse hatten, kümmerten sie sich diesmal nicht um das, was auf der Straße vorging. Man sprach davon, sich nach Hause zu begeben, da es am Nachmittage wohl viel Dienst geben werde, als die Gaststube sich mit den Passagieren zu füllen begann, die hier eine Viertelstunde rasten mußten, bis die Post weiter ging. Die Offiziere bekümmerten sich nicht um die in Mäntel und Pelze eingewickelten Gestalten, mit denen sie sich nur zuweilen flüchtig grüßten; auf ein Mal aber kam ein neuer Gast, der auf größere Aufmerksamkeit Anspruch machen durfte, da er dieselbe Uniform wie die Herren von den hier garnisonirenden Husaren, nur in anderer Farbe und mit silbernen Schnüren statt der goldenen, trug; man wußte also sogleich, daß er einem in weitentlegener Provinz stehenden Regimente derselben Waffe zugehöre.

Dieser Offizier, der Mantel und Mütze ablegte und dann mit der sicheren Zuversicht, auf einen freundlichen kameradschaftlichen Empfang zu treffen, sich schnell den Herren an dem Frühstückstische näherte, war noch ein sehr junger und auffallend hübscher Mann. In seiner fast noch knabenhaft kleinen und zierlichen Gestalt lag eine wirklich ungewöhnliche Grazie und Leichtigkeit, dabei war sein ganzes

Austreten so feck und herausfordernd, daß man auf den ersten Blick errathen mußte, man habe es mit einem der nettesten und lustigsten Kameraden der Welt zu thun. Das regelmäßig schöne Gesicht von sehr zartem, weißen Teint mit rothigen Wangen und blühenden dunkeln Augen hatte an den Stellen, wo einst der männliche Bart zu wachsen versprach, nur einen Auslug von weißen Milchhaaren, und es gehörte keine allzu überspannte Phantasie dazu, sich einzubilden, daß man eines der hübschesten Mädchen verkleidet vor sich habe.

Die Begrüßung war sehr artig, und schnell jede überflüssige Förmlichkeit aus ihr geschwunden, denn der Ankömmling besaß im vollkommenen Maße die glückliche Eigenschaft, sogleich für sich einzunehmen und das Interesse an sich zu fesseln. Trotz seiner Jugend sprach er mit einer solchen anziehenden Unbefangenheit, wie sie nur vollständige Bekanntschaft mit der großen Welt geben kann, und da er zu dieser augenscheinlich nicht lange Jahre gebraucht haben konnte, so ließ sich wohl annehmen, daß er von frühester Jugend an durch Stand oder Vermögen berufen gewesen sei, eine gewisse Rolle zu spielen. Er stellte sich als Graf F. vor, — der Name einer bekannterweise überaus reichen Familie jener Provinz, in der sein Regiment stand, — und sagte, daß er im Begriff sei, in S. die Post zu verlassen, um nach kurzem Aufenthalte mit Extrapost nach dem mehrere Meilen entfernten Gute eines weitläufigen Verwandten, den er besuchen wollte, zu reisen. Da der Rittmeister nun noch gerade in großer Hast in die Cassinube kam und den Herren verkündete, der Brigadefeldmarschall werde an diesem Nachmittage nur die Ställe, Kammern und das Lazareth sehen, wobei bloß der Offizier du jour zugegen sein müsse, am Sonntag aber Kirchenparade und erst am Montage die eigentliche Schwadronsbefichtigung abhalten, so war es selbstverständlich, daß man dem Gaste noch Gesellschaft bis zu seiner Weiterreise leiste; nur der jüngste Lieutenant mußte in den Dienst. Uebrigens machte der Rittmeister ein ernst bedenkliches Gesicht, und da er sich in Gegenwart so vieler unberufener Zeugen nicht wohl aussprechen konnte, zog er nur den Lieutenant von W. in eine Ecke und flüsterte eine Weile mit ihm; dann ging er wieder.

„Nun, was hatte Ihnen der Chef noch zu sagen?“ fragte der Premier interessiert, als W. zu dem Tisch zurückkehrte, der sich von Neuem mit einer Batterie von Flaschen — dieses Mal Champagner, da der junge Graf erklärt hatte, er könne nicht gut andern Wein vertragen, — bewaffnet hatte.

„Daß der Oberst mir, sobald die Befichtigung vorüber ist, drei Tage Arrest gegeben hat,“ erwiderte der Lieutenant trocken.

„Arrest?“ fragten die Offiziere mit einer Stimme, die theilnahmvolle Bestürzung ausdrückte.

Der Lieutenant nickte langsam und würdevoll, stürzte erst ein Glas Champagner hinunter und sagte dann:

„Wegen der verd — Lebernen und des Schlipfes aux fleurs brodées.“

„Weshalb?“ fragte Graf F. erstaunt.

Der Premier übernahm es, ihm die unglückliche Geschichte zu erzählen.

„Das ist ja aber eine Bagatelle, derentwegen man einen Offizier noch nicht in Arrest zu schicken braucht,“ rief der junge Mann mit gewisser edler Entrüstung. „In unsern kleinen Garnisonen geht kein Mensch anders und unser Brigadefeldmarschall drückt gern ein Auge darüber zu.“

Der Premier zuckte die Achseln, und von W. machte nun seinem heimlichen Grolle in einer Schilderung des Obersten von P. Lust, die diesen, wenn er sie gehört hätte, trotz aller seiner kameradschaftlichen Höflichkeit, rasend vor Wuth gemacht haben würde. Dann kam eine Menge von Anekdoten und eine Charakterbeschreibung von ihm, in der er, wohl nicht ganz mit Unrecht, als ein Muster von Eitelkeit, Pedanterie und Rücksichtslosigkeit gegen seine Offiziere, die sich durch die Maske seiner kameradschaftlichen Nebenarten nicht so leicht täuschen ließen, dargestellt wurde. Welchen unzähligen Quälereien, die eigentlich nicht der Erwähnung werth gewesen, waren seine Untergebenen aber auch nicht ausge-setzt! so hatte er alle Glacehandschuhe, die beliebten Lackstiefel, Kneifer und Vornetten, Halstücher, kurz, eine Legion von Garderobestücken, in denen sich Eleganz zeigte, auf das strengste verpönt, nicht allein im, sondern auch außer Dienst, und unnachlässig verfolgte er Jeden, der sich die geringste Abweichung von den dienstlichen und seinen eigenen geschmacklosen Vorschriften erlaubte. Hätte man ihm das aber auch hingehen lassen wollen, so bewiesen doch manche andere Tügel von ihm, daß er die Kameradschaft nur auf den Lippen führte; dadurch wurden auch seine andern kleinen persönlichen Schwächen, wie sein Bestreben, stets jung und liebenswürdig zu erscheinen, unverzeihlich, — mit einem Worte, er war durchaus unbeliebt.

Der Gast hörte alle diese Erzählungen, während deren die Sektflaschen immer schneller entkorkt wurden, mit augenscheinlichem Interesse an, und dann schien er in ein Nachdenken zu versinken, aus dem er plötzlich mit einem siegreichen Lächeln um den hübschen Mund aufsprang.

„Parbleu, meine Herren Kameraden,“ sagte er lebhaft, — „mir kommt eben eine göttliche Idee, Sie zu rächen, und wenn Sie darauf eingehen wollen, so verspreche ich Ihnen, Herr von W., noch außerdem, daß Sie Ihren Arrest nicht anzutreten brauchen.“

„Das wäre!“ meinte der Lieutenant zweisehend — „Sie wissen nicht, daß es ebenfalls zu den liebenswürdigen Charakterzügen des Obersten gehört, einen einmal ausgesprochenen Befehl nie zurückzunehmen, sollte er selbst überzeugt sein, daß er sich übereilt hat.“

„Ganz gleichgiltig, — ich stehe für den Erfolg ein mit zwanzig, fünfundzwanzig Flaschen Sekt, wenn Sie wollen!“ rief der Graf zuversichtlich.

„Ei so lassen Sie hören, bester Graf!“ meinte der In-  
fanterist, die Ohren spitzend.

„Vorher noch ein Paar Fragen,“ sagte der junge  
Mann. „Wie weit ist K. von hier?“

„Sechs Meilen, — Schauffee.“

„Würde mir wohl einer von den Herren zu unserem  
gemeinsamen Zwecke bis morgen Nachmittag ein Pferd an-  
vertrauen? — Ich werde es nicht todtreiten, — ich ver-  
spreche es Ihnen.“ (Fortf. folgt.)

## Die Poesie im Familienkreise.

In den schlichten Kreisen des Volkes, welche man die  
ungebildeten zu nennen pflegt, pflanzt die Familie ihren  
poetischen Hausschatz von Liedern, Sprüchen und Erzählun-  
gen nach Art der Urvölker durch Singen und Sagen münd-  
lich fort; die wenigen über die Schwelle kommenden Denk-  
schriften werden im Beisein Aller vorgelesen und später frei  
wieder erzählt, und kommen so den Kindern gewissermaßen  
auch als mündliche Ueberlieferung zu.

Dagegen nahmen die Kinder „der Gebildeten“ den  
größten Theil des ihnen zufallenden unendlich reicheren  
Schatzes der Kunstdichtung durch einsames „heimliches“ Le-  
sen auf. Den jüngsten Kindern erzählt zwar auch hier die  
Mutter oder Wärterin mündlich einige Märchen; aber den  
älteren gibt man ein Buch, damit sie sich still beschäftigen.  
Jedes Familienglied liest für sich in seinem Zimmer, oft sind  
bei derselben Lampe vier bis fünf Personen in verschiedene  
Bücher vertieft.

Welche Art der Ueberlieferung verdient den Vorzug;  
die der niederen oder der höheren Stände?

„Ach, wie traurig sieht in Lettern schwarz auf weiß  
dies Lied mich an!“ Dieser Seufzer des Dichters beantwor-  
tet jene Frage. Freilich bewältigt ein stiller Leser rasch und  
müheles ganze Bände und genießt dabei die Freiheit, seine  
Gedanken nach Belieben zwischen den Zeilen oder weit über  
die Seiten hinaus spazieren gehen zu lassen; aber die volle  
Empfindung des Zaubers der Sprache, die tiefste Erregung  
des Gemüthes, das wahre Miterleben der Dichtung geht  
einem solchen Leser meist verloren. Er genießt eine Musik  
durch das Ueberblicken der Partitur.

Geschichtsforscher und Kritiker, welche rasch ein Ge-  
sammtbild eines Werkes gewinnen wollen oder auf schöne  
oder tadelnswürdige Einzelheiten Jagd machen, sowie träume-  
rische Denker, die durch halbvernommene fremde Gedanken,  
wie durch das Murmeln eines Baches, zu neuen Ideenrei-  
hen angeregt werden, solche mögen die Dichterwerke auch  
lautlos mit Vortheil lesen; der Kunstfreund hingegen, der  
seine Musestunden durch den Genuß von Dichtungen würzen  
und weihen will, die Jugend, die durch die Poesie zum  
Schönen und Guten erzogen werden soll, muß die Dichtun-  
gen nicht durch die schattenhaften Eindrücke der Buchstaben,  
sondern durch die seelenvollen Laute der Menschenstimme als  
lebendige Ueberlieferung aufnehmen. „Nicht mit den Augen,

sondern mit den Ohren!“ So könnte man eine bekannte  
Warnung der Bilderfreunde für unsern Fall umkehren. —

Dies sind selbstverständliche, allbekannte Wahrheiten,  
Gemeinplätze, die man zu betreten Anstand nimmt. Zugege-  
ben; aber lehrt nicht die Beobachtung, daß man sie in ihrer  
Bedeutsamkeit unterschätzt und verschmätzt? Wie selten erblickt  
man in Familienzimmern das herzerquickende Bild einer  
Gruppe von Alten und Jungen, die sich um einen Vorleser,  
den Stellvertreter des Dichters, schaaren, und den Umgang  
mit den edelsten Geistern der Nation, zum Hochgenusse der  
traulichen Geselligkeit machen? Scheint doch der schöne Brauch  
des gemeinsamen Lebens in Familien heutzutage sogar selte-  
ner zu sein, als zur Zeit der Väter, wo man auch das  
schlichte gesellschaftliche Lied weit mehr liebte und pflegte als  
jezt. Aesthetische Thees, bei denen geistreichen Feinschmeckern  
literarische Neuigkeiten vorgetragen werden, mag es jezt  
zahlreicher geben; daß aber in schlichten Kreisen die gemein-  
same Freude an Dichterwerken, daß deren Vererbung durch  
mündliches Mittheilen selten ist, daß man sich nicht bestrebt,  
diese Sitte weiterzubilden, genußreicher und förderlicher zu  
zu machen, ergibt sich schon daraus, daß fast nirgends die  
Kinder außer der Schule besondere Anweisung zum Schön-  
lesen erhalten, während doch Tausenden im Singen, Klavier-  
spielen und anderen „für die Gesellschaft“ berechneten Fer-  
tigkeiten Privatunterricht zu Theil wird.

Was ist schuld daran? — Schwerlich die erkaltete  
Theilnahme an der Poesie; denn ob auch die Zeiten ver-  
schwunden sind, wo halb Deutschland über eine neue schöne  
Ballade des Musenalmanachs in Aufregung gerieth, so sind  
doch nie so viele alte und neue Dichterwerke, so viel Mu-  
stersammlungen und Literaturgeschichten gekauft, also auch  
wenigstens theilweise gelesen worden. Die armen „Epigo-  
nen“ anzuklagen, wäre ungerecht, da man ja statt ihrer Ver-  
suche Klaffisches in Fülle besitzt. Ist das vorwiegende Still-  
lesen vielmehr eine Aeußerung des in der Aera des Dam-  
pfs herrschenden Zeitgeistes, der auch im Genuße sich be-  
strebt, rasch zum Ziele zu kommen? Oder gar ein Zeichen  
geringerer Innigkeit des Familienlebens? Ließ man in ge-  
selligen Kreisen deßhalb nicht so gern vor, als man vorsingt  
und vorspielt, weil die schlichte Kunst des Recitirens, die  
vermeintlich Jeder versteht, nicht den Glanz des Virtuosen-  
thums verbreitet? Oder meinen die Eltern, die Schule, die  
jezt neben der antiken auch die vaterländische Poesie erkläre  
und literargeschichtlich verfolge, mache die Pflege der „Haus-  
poesie“ überflüssig? —

Mögen indes die Ursachen sein, welche sie wollen,  
Thatsache ist, daß die Dichtkunst im Schooße der Familie  
nicht die gleiche Günst genießt, wie die Musik.

Dadurch entgehen aber Eltern und Kindern unschätzbare  
Vorthelle.

Zunächst entbehrt ein Haus, dessen Genossen nicht ge-  
meinsam lesen, eine der edelsten geselligen Freuden. Wie  
sammeln sich um einen Vorleser alle Seelen auf einen Ge-  
danken, wie klopfen alle Herzen in einem Schlage! Wohl

wahr, auch das gemeinsame Anhören der Musik vereinigt; aber wie leicht irrlichterieren dabei wenigstens die beweglichen Gemüther der Kinder, wie gewöhnlich folgt am Schlusse statt dauernden Nachgenusses und eindringlicher Erörterungen bloß der dürre Ausruf: „das war wohl schwer!“ Wie nachhaltig, wie befruchtend wirkt dagegen ein gemeinsam genossenes Werk der Dichtung! Getheilte Freude wird auch hier zur doppelten Freude; kein einsam gelesenes Gedicht ergötzt so innig und prägt sich so unverlöschlich ein, wie das, welches uns zuerst von den Lippen des Vaters oder der Mutter entgegenklang. Auf das Kind, wie auf den Naturmenschen übt noch die besetzte Stimme ihren vollen Zauber; ein mündlich erzähltes Märchen, eine lautvorgetragene Fabel ist dem Kinde „hunderttausend Mal“ lieber als die besten Muster, die es „heimlich“ lesen soll.

Aber auch die Eltern bleiben bei der Familien-Besung nicht freudenlos. Nicht Alles, was die Eltern schätzen oder gar nur kennen lernen, um davon sprechen zu können, eignet sich natürlich für den Familienkreis; aber Alles, was der Jugend zur Freude und zum Segen gereicht, kann auch die Erwachsenen erfreuen und erbauen, wenn sie nicht zu Eltern verdorben sind. Gedichte, die uns „von unsern jungen Jahren her“ so bekannt sind, daß wir sie auswendig wissen und kaum noch für uns lesen mögen, selbst solche, die wir ohne Unbilligkeit als etwas veraltete bezeichnen dürfen, so gar Oellers'sche Fabeln liest man mit seinen Kindern nicht ohne Genuß. Das ist ja das schöne Glück der Eltern, daß die Jugend sie in ihre Freuden hineinzieht und die Alten auf Augenblicke jung und frisch macht.

„Nur durch der Jugend frisches Auge mag

Das Unbekannte neubelebt uns rühren.“

Und dabei zerstören selbst vielfache Unvollkommenheiten des Vortrags die Illusion und die harmlose Freude nicht. Wem mißfiel ein Blumenstrauß, den ihm sein Kind mit flammendem Glückwunsch überreicht? (Schluß folgt.)

## Literatur.

**Reise der österreichischen Fregatte „Novara“ um die Erde.** In den Jahren 1857, 1858 und 1859 unter den Befehlen des Commodore W. und Wüllerstorff-Urbair.

Welcher Oesterreicher hat nicht einst mit Interesse die einzelnen Berichte über die Novara-Expedition gelesen, als „Sr. Majestät Schiff“ noch unterwegs war, um fernen Nationen zu beweisen, daß es eine österreichische Marine gebe, um Anknüpfungspunkte für den maritimen Handelsverkehr des Staates zu suchen, um die nautischen Kenntnisse zu vermehren u. Vier Jahre sind seit der Zeit verflossen, in welcher die „Novara“ in Triest auslief, und zwar begleitet von den Segenswünschen aller Nationen Oesterreichs; denn damals schloßen die Leidenschaften noch, die den Kaiserstaat jetzt durchtoben, damals galt die Novara-Expedition als ein gemeinsames, nationales Unternehmen, zur Förderung der Wissenschaft und des Volkswohles bestimmt. Seitdem hat ein blutiger Krieg den Staat um eine seiner schönsten Provinzen gebracht, die einzelnen Nationen und Nationen geriethen in eine zentrifugale Bewegung, und jetzt, da der erste Band des beschreibenden Theils über die Novara-fahrt erschienen ist, dürfte unter den Magyaren, Czechen u. nicht jenes Interesse dafür walten, wie es einst waltete. Doch dem sei wie es wolle, die Seefahrt der Novara hat ihre Bedeutung, und das vorliegende Werk ist ein öster-

reichisches Nationaldenkmal, das noch nach Jahrhunderten hoch angesehen sein wird.

Das Werk ist aus der k. k. Staatsdruckerei hervorgegangen, und in Beziehung auf die typische Ausstattung, meisterhaft. Wie der Commodore Baron von Wüllerstorff-Urbair in der Einleitung mittheilt, ist die Bearbeitung und Redaktion des Textes von dem Expeditions-Mitglied, Dr. K. v. Scherzer besorgt worden. Dr. Scherzer benützte die Tagebücher und offiziellen Berichte des Commodore, sowie seine und der übrigen Naturforscher Aufzeichnungen. Die Illustrationen sind von dem trefflichen Maler J. Selteny. Der beschreibende Theil soll drei Bände umfassen, der rein wissenschaftliche wird von den einzelnen Fachmännern verfaßt, und später erscheinen.

Der erste Band beginnt mit den Vorbereitungen zu der im Ganzen 31.586 Seemeilen betragenden Fahrt und endet mit der Ankunft auf der Insel Kar-Nikobar, am 23. Februar 1858, also circa zehn Monate nach der Abreise von Triest. Es umfaßt also der erste Band die Reise von Triest nach Gibraltar, den Aufenthalt daselbst (20.—30. Mai 1857), Madeira (8.—17.) Juni), Rio de Venairo 5.—31. August), Cap der guten Hoffnung (2.—26. Oktober), die Insel St. Paul und Amsterdam im südindischen Ozean (19. Nov. bis 6. Dez.), die Insel Ceylon (8.—16. Jänner 1858), Madras 31. Jänner bis 10. Februar). Man begreift, wie eine gewandte Feder von diesen verschiedenen Gegenden, von den mannigfaltigen Vegetations- und Kulturverhältnissen, von den Menschen und ihrem Leben die reizendsten Bilder entwerfen kann, und wir gestehen, so viel wir aus dem Buche erschen haben, ist es Dr. Scherzer gelungen, einen Text zu liefern, der ohne gänzliche Ausschließung der trocknen Wissenschaft populär und sehr angenehm zu lesen ist. Die einzelnen Stationen werden so geschildert, daß nicht nur ihre äußere Erscheinung, sondern auch ihre Bedeutung, sei es in maritimer, mercantiler oder kulturhistorischer Beziehung hervortritt, und jedes Vorkommniß berührt wird, welches in irgend ein Gebiet des menschlichen Wissens einschlägt. Der Band schließt mit der Ankunft auf den Nikobaren und die Illustration am Schlusse zeigt drei Bewohner von Kar-Nikobar in einem Kahne, deren einer völlig nackt, und nur mit einem alten Zylinder auf dem Kopfe, der ankommenden Fregatte im gebrochenen Englisch zuruft: „No fear? Good friend?“ Da diese Insel von der Expedition zum ersten Male durchforscht wurde, so eröffnet sich mit dem Schlusse des ersten Bandes die Aussicht auf eine Fülle des Interessanten im zweiten Band.

Als Beilagen befinden sich noch im ersten Bande ein Brief Alexander von Humboldt's an den Commodore, nebst physikalischen und geognostischen „Erinnerungen“ dieses großen Naturforschers, die er der Expedition mit einigen freundlichen Winken mittheilt; dann der Bemannungsstand der Fregatte bis zum letzten Küchenjungen hinab, an den sich dann die wissenschaftliche Kommission reiht; ein Verzeichniß der Vorräthe mit denen sich die Fregatte bei ihrer Abfahrt gerüstet, und endlich ein Verzeichniß der Expeditionskosten, die sich ungefähr auf 616.360 fl. öster. Währ. belaufen haben.

Ferner sind eine große Anzahl Karten beigegeben, die von der Pünktlichkeit und Genauigkeit der Aufnahmen Zeugniß ablegen, und für den Seemann von großem Interesse sind. Das sind die Vorzüge eines Werkes, das für Jedermann eine reiche Quelle der Unterhaltung und Belehrung sein wird, das Oesterreich zur Freude und zum Stolz gereicht, und dem die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Dr. L. I.